

Wien hat in einigen Bereichen als
Smart City Aufholbedarf **Seite 18**

Wien sieht sich als Smart City – bestärkt durch verschiedene Rankings – dabei gibt es auch Aufholbedarf



Mit der Seestadt kommt eine neue Sichtweise von Stadterweiterung zum Tragen, indem von der Stadt in der Stadt gesprochen wird. Foto: schreinerkastler/Wien 3420 AG

„Wien denkt Umland nicht mit“

Von Barbara Sorge

■ In der Diskussion um Smart City wird die Peripherie zu oft vergessen.

Wien. Die Smart City – die intelligente Stadt – ist als Begriff in der Öffentlichkeit angekommen, Kongresse, Initiativen, Prozesse werden damit geschmückt. Rudolf Giffinger, Professor für Stadt- und Regionalforschung an der TU Wien, hat den Begriff 2007 im Rahmen einer Forschungsarbeit erstmalig eingeführt.

★★★★

„Wiener Zeitung“: Was bedeutet smart aus Ihrer Sicht?

Rudolf Giffinger: Eine Smart City ist aus der Sicht der Raumplanung eine Stadt, die sich gezielt ihren Herausforderungen stellt unter problemorientierten Einsatz von neuen Techniken. Die Herausforderungen sind die Bewältigung der Urbanisierungstrends, also des Stadtwachstums, die Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit sowie der Energieeffizienz und des Klimaschutzes. Diese drei treibenden Kräfte haben zu der Frage geführt, ob uns moderne Technologie eine nachhaltige Entwicklung ermöglichen kann. Aus Sicht der Raumplanung ist aber die Frage sehr wichtig, wem solche verbessernden Maßnahmen zugute kommen und in welchen Stadtteilen solche Maßnahmen angegangen werden. Es gibt vor Ort sehr viel Wissen, das in solche Prozesse einzubringen ist. Dabei ist es aufgrund der

Heterogenität der Bevölkerung und deren vielfältigen Interessen schwierig, Präferenzen zu setzen. Welche Maßnahmen zuerst umgesetzt werden, ist daher ein sensibles Thema. Das kann nur in einem gesellschaftlichen Diskurs entschieden werden. Das sind sehr sensible Fragen, denn es geht nicht immer nur um die Hochtechnologie, sondern man muss auch sehen, was vor Ort gebraucht wird. Dabei habe ich den Eindruck, dass man zu oft an die Stadtzentren, an die hochentwickelten Stadtteilgebiete denkt und die Peripherie. Dort gibt es Probleme aus der Veränderung der Wirtschafts- und Lebenswelten bis hin zur Arbeitslosigkeit, dort treten massive soziale Polarisierungsprozesse auf. Das hat im Juni dieses Jahres ja auch Stockholm erreicht, wo es Proteste in den Vororten gab. Das ist der entscheidende Punkt für mich: dass die Städte, also die verantwortlichen Planer und Politiker mit ihrer Bevölkerung entscheiden, was sie brauchen.

Warum ist es für eine Stadt wichtig, smart zu sein?

Die Frage der Urbanisierung ist der eine Aspekt. Der andere ist die Frage der Wettbewerbsfähigkeit von Städten, also die Frage, wie Städte ausgestattet sind, um für ihre Akteure in der Wirtschaft attraktiv zu sein. Egal, ob es sich dabei um einfache Leute handelt, die Arbeitsplätze suchen, oder ob es jemand aus dem Managementbereich ist, der mit Familie zieht. Investitionen können heute sehr flexibel gehandhabt werden, und global agierende Firmen gehen sehr leicht von einer Stadt in die nächste und treffen Standortentscheidungen zugunsten von attraktiveren Städten. So gesehen ist eine Modernisierung der Stadtentwicklung ein wesentlicher Punkt, der ein Asset einer Stadt im Wettbewerb darstellt.

Sie sind seit rund 30 Jahren im Bereich der Raumforschung und Stadtentwicklung tätig, seit wann

ist denn Smart City in diesem Bereich Thema?

Wir haben 2007 über Mittelstädte in Europa geforscht. Mittelstädte sind in Europa eine große, aber vernachlässigte Gruppe, weil man immer über Großstädte spricht. Es ging uns damals um die Frage, welches Profil Städte haben, darum, einen Ansatz zu finden, der es erlaubt, einerseits Vergleiche zu machen und andererseits ein bisschen tiefer in die Stadtentwicklung hineinzublicken. Um mediale Aufmerksamkeit zu bekommen, haben wir die Städte in eine Rangordnung gebracht. Anders als bei Boyd Cohen (in einem Ranking des US-amerikanischen Klimastrategen landete Wien 2011 auf Platz 1) sind die Kriterien klar nachvollziehbar. Wir haben 2012 denselben Ansatz für Großstädte verfolgt und etwa 40 europäische Großstädte miteinander verglichen. Wien war dabei nicht unter den ersten zehn, sondern im zweiten Dezil. Die Ergebnisse waren unter anderem deshalb nicht

„Städte müssen für ihre Akteure in der Wirtschaft attraktiv sein.“

so toll, weil wir im Indikatorensystem auch die Stadtregion, also das Umland, betrachtet haben. In der stadtrationalen Situation schlägt die Wachstumsproblematik von Wien schon länger durch. Der Urban Sprawl (die städtische Ausdehnung, Anmerkung) verbraucht zu viele Flächen, und auch das Mobilitätsmanagement weist Mängel auf. Die Zusammenarbeit Stadt/Umland funktioniert in Wien offenbar nicht so gut wie in anderen Städten.

Ihre Studie zu den Mittelstädten war das erste Smart-Cities-Ranking?

Unsere Forschungsgruppe war 2007 der Wegbereiter für den Label „Smart City“. Den gab es damals noch nicht. In den USA gab es den Begriff „smart growth“ (intelligentes Wachstum, Anmerkung). Wir haben in der Forschungsgruppe darüber nachgedacht, sind auch mit Markenent-

wicklern zusammengesessen und haben dann dieses Label festgelegt. Es gab 2009 eine entscheidende Studie einer in Europa renommierten Autorengruppe um Andrea Caragliu und Peter Nijkamp, die unsere Studie perzipiert haben. Dadurch bekam der Begriff eine größere Bekanntheit in der Fachwelt. Über die Homepage erlangten wir von Anfang an eine weltweite Wahrnehmung.

Wenn Sie eine Smart City am Reißbrett entwerfen würden, wie müsste diese aussehen?

Für mich ist eine zu 100 Prozent neu gebaute Stadt keine smarte Stadt. Wir bauen auf einer unglaublichen Tradition der Stadtentwicklung und der Stadtpolitik auf, egal ob in Europa oder in anderen Kulturkreisen. Ich würde einen technikgetriebenen Ansatz nicht als wirklich smart bezeichnen, der sich nur an den technischen Parametern und Bedingungen ausrichtet, so wie das bei Masdar City in Abu Dhabi der Fall ist. Für mich ist es dann eine smarte Stadt, wenn eine bestehende Stadt mit ihren Baukulturen, mit ihren kulturellen Werten gemeinsam weiterentwickelt und auf moderne Standards gebracht wird.

Wie sehen Sie die „Seestadt“, die als Stadt in der Stadt geplant ist?

Sie ist eine neu gebaute Stadt, aber sie ist gleichzeitig Teil einer größeren Stadt. So gesehen, sehe ich sie als Element der Stadterweiterung in einer wachsenden Stadt. In dem Zusammenhang ist aber das neue Verständnis von Stadtentwicklung zu betonen. Es wird nicht mehr unter dem Begriff Stadterweiterung gehandelt. Das war die typische Sichtweise der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts: Wir haben eine Stadt mit einem Zentrum, und wir erweitern sie. Das hat zu monofunktionalen Strukturen in der Peripherie geführt. In der Seestadt steht ein neuer Ansatz dahinter, wenn von einer Stadt in der Stadt gesprochen wird. Damit wird auch über die Frage von Zentralität, von Qualität von Zentren oder Plätzen eigenständig nachgedacht. Man hat dies früher so nicht im Bewusstsein gehabt, das war das Zentrum ausschließlich

am Stephansplatz.

Mit der U-Bahn ist man dann auch schnell im Zentrum.

Dass die Erschließung mit dem öffentlichen Verkehr bereits im Vorfeld passiert, ist fast einmalig. Es ist eine sehr intelligente Reaktion auf frühere Erfahrungen. Wenn man sich die Stadtentwicklungspläne aus früheren Jahrzehnten ansieht, merkt man, dass es meistens nicht gelungen ist, die Trassenführung der U-Bahn und die Neubautätigkeit geschickt miteinander zu koordinieren.

Was muss Wien machen, um smart zu bleiben?

Wien ist auf einem guten Weg, der vom neuen Stadtentwicklungsplan auch unterstützt wird. Dabei gibt es zwei große Herausforderungen: Kann man das Verständnis von „smart“ eng genug halten, um es weiter kommunizieren zu können. Derzeit wollen alle „smart“ sein. Das Risiko dabei ist, dass das Konzept beliebig wird, da wäre ein etwas präziseres Verständnis notwendig. Damit zusammen hängt auch die Frage, ob man es in der Wiener Stadtentwicklung schafft, die richtigen Themen durch Forschung und städtische Diskurse zu erkennen, die wir dann auf der lokalen Ebene kommunizieren und umsetzen sollten. Setzen sich die Interessen der lauten und mächtigen Gruppen durch, oder schafft man es tatsächlich, das Konzept mit problemorientierten Maßnahmen in die Vorstädte reinzubringen.

Was fehlt Wien als Smart City?

Andere Städte, die auch das Label „smart“ aufgegriffen haben, sind viel präziser in der Definition von Zielkriterien und im Monitoring von Entwicklungen, das ist in Wien sehr unterentwickelt.

Von welchen Städten könnte Wien da lernen?

Kopenhagen fällt mir spontan ein, auch Zürich hat ein exzellentes Monitoring. Das heißt, hier ist eine klarere Konzeption und auch mehr Transparenz gefragt. ■

Das Ranking aus dem Jahr 2007 ist im Internet zu finden unter www.smart-cities.eu

Zur Person



Rudolf Giffinger ist Fachbereichsleiter Stadt- und Regionalforschung am Department für Raumplanung an der TU Wien. Er forscht zu Stadtentwicklung, zunehmend mit dem Schwerpunkt auf die Frage, welche Maßnahmen optimale Energieeinsparungen bringen können.

Foto: TU Wien